basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Physikus Dr. Theophil Lotz

Autor(en): Rudolf Oeri-Sarasin

Quelle: Basler Jahrbuch

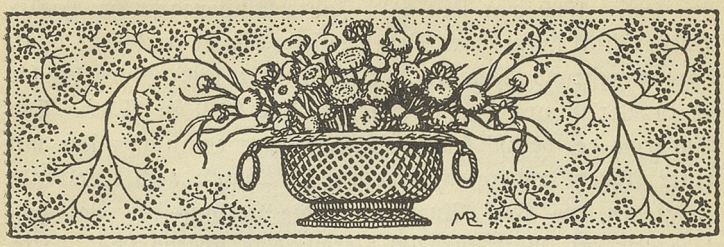
Jahr: 1910

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/af43c733-131a-4bcd-add3-4b7fdef5982b

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch



Physikus Dr. Theophil Lotz.

Von Rudolf Oeri-Sarasin.

Theophil Lotz-Landerer wurde am 28. Oktober 1842 in Rümlingen als der zweite Sohn des dortigen Pfarrers Christoph Lotz und der A. Margrethe Le Grand geboren.

In den ersten Jahren zu Hause von seinem Vater unterrichtet, der schon mit Freude die mathematische Begabung des Sohnes erkannt hatte, kam der Knabe nach kurzem Aufenthalt in der Vaterstadt nach Stuttgart ins Gymnasium und im 16. Jahre in das Pädagogium zu Basel. 1861 bezog er die Universität als Studiosus medicinae. In den Jahren 1864 und 1865 studierte er ein Semester in Würzburg und zwei Semester in Göttingen, hier besonders angezogen durch den internen Kliniker K. E. Hasse. Herbst 1865 kehrte er nach Basel zurück und machte hier am 21. März 1867 mit Auszeichnung das kantonale Staats- und das Doktorexamen. Schon vor dem Propädeutikum hatte er unter Anregung des von ihm hochverehrten Ludwig Rütimeyer seine Forschergabe durch Lösung einer vergleichend-anatomischen Preisaufgabe dokumentiert. Auch seine Doktordissertation, über die Lymphgefäße des Darms, bewegte sich auf dem Gebiet der mikroskopischen Anatomie, der Disziplin, die damals an unserer Universität in vorzüglichster Weise von Wilhelm His d. Ä. gelehrt wurde.

1867—1869 war Lotz $2^1/_2$ Jahre Assistenzarzt im Basler Bürgerspital unter Carl Liebermeister, dem er zeitlebens dankbare Verehrung bewahrte. Den Winter 1869/70 verbrachte er in Berlin und das Sommersemester 1870 in Wien. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges veranlaßte ihn, mit einer Anzahl anderer Basler am 17. August nach Karlsruhe zu ziehen, wo Prof. Aug. Socin die Leitung des Bahnhoflazaretts mit Platz für 400 Verwundete übernommen hatte. Lotz blieb bis März 1871 in Karlsruhe, während der letzten Monate im Barackenlazarett unter der Leitung des später berühmt gewordenen Chirurgen Bergmann, damals Professor in Dorpat.

Der Aufenthalt in den Großstädten hatte neben der Gelegenheit zu weiterer medizinischer Ausbildung und zur Anknüpfung dauernder Freundschaften auch eine Fülle von Anregungen, besonders auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, der Musik und des Schauspiels geboten. Ein interessanterer Abschluß der Wanderjahre aber als diese chirurgische Lazarettätigkeit in jener großen Zeit, unter dem geistreichen Socin, läßt sich nicht denken. Jene sieben Monate in Karlsruhe gehörten denn auch zu seinen schönsten Lebenserinnerungen.

Gleich nach der Heimkehr, April 1871, begann Lotz seine Tätigkeit als praktischer Arzt in Basel und 1874 verheiratete er sich. November 1874 bis September 1875 war er, nach dem Tode von Professor Branner, stellvertretender Arzt am Irrenhause und hatte so noch Gelegenheit, sich mit dem wichtigen Gebiete der Geisteskrankheiten praktisch etwas vertrauter zu machen.

Im Jahre 1876 wurde Lotz provisorisch und 1877 definitiv an die neugeschaffene Stelle eines II. Physikus gewählt. Bis dahin hatte Dr. L. DeWette alle Physikatsgeschäfte besorgt, aber die starke Zunahme und der größere Wechsel der Bevölkerung infolge des erleichterten Verkehrs hatte die Arbeit rasch gesteigert, und auch die wissenschaftliche Behandlung statistischer Fragen verlangte Vermehrung der Arbeitskräfte.

Von DeWette angeregt, war 1868 die obligatorische ärztliche Bescheinigung der Todesursachen und damit zugleich die ärztliche Leichenschau eingeführt worden, um eine sichere Grundlage zur Statistik der Todesursachen zu gewinnen. 1874 folgte die Verpflichtung der Ärzte zur Anzeige der ansteckenden Krankheiten.

Ratsherr Fritz Müller, der unermüdliche Vorsteher und Reorganisator unseres Sanitätswesens, hatte diese Neuerungen in seiner gründlichen Weise durchgeführt und die genaue Bearbeitung der Statistik sowie die praktische und wissenschaftliche Verwertung der Infektionsanzeigen begonnen. Daneben bewältigte er einen guten Teil der Physikatsgeschäfte und führte den Kampf für die Kanalisation und gegen die Insalubritäten, welche damals noch viel mehr als heute, in Häusern und Höfen, überirdisch und unterirdisch, bestanden. Als er 1875, durch Kränklichkeit gezwungen, aus der Regierung austrat, verlor Basel nicht nur den berufensten Vorsteher des Sanitätswesens, sondern in der gleichen Person auch die beste Arbeitskraft für unzählige Einzelheiten, die anderswo von Angestellten erledigt werden.

Der 1876 neugeschaffenen Stelle eines II. Physikus fiel nun größtenteils die Arbeit Müllers zu: neben der Statistik die Leichenschau, da wo sie wegen besonderer Umstände nicht von den Ärzten besorgt werden konnte, die Seuchen- und überhaupt die ganze Sanitätspolizei. Lotz behielt im ganzen und großen diese Aufgaben, als er 1884 infolge des Rücktritts von Dr. DeWette an die Stelle des I. Physikus vorrückte. Der neugewählte II. Physikus übernahm das Polizeilich-Forensische und für einige Zeit das Apothekenwesen; letzteres kam später wieder an Lotz.

Niemand konnte sich besser eignen, im Geiste des originellen und tatkräftigen Müller weiterzuwirken, als Lotz mit seiner vielseitigen allgemeinen und medizinischen Bildung. Bei seiner großen Arbeitskraft und Beweglichkeit fand er sich rasch auf seinem Tätigkeitsfelde zurecht, das ihn vor eine

Menge neuer Aufgaben und Schwierigkeiten stellte. Galt es doch nicht nur, Gutachten, Reglemente und Verordnungen zu erwägen, sondern auch Entscheidungen zu treffen, die ein Eingreifen in private Verhältnisse fordern und, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, mit Gerechtigkeit, Takt und Unbeugsamkeit durchgeführt werden müssen.

Lotz hat mit Energie seines Amtes gewaltet. Auch die Ärzte bekamen gleich seine feste Hand zu spüren. Da ihm daran lag, für die Mortalitätsstatistik genaue und für die Seuchenpolizei rasche Anzeigen zu bekommen, forderte er in seinen ersten Publikationen klare Berichterstattung besonders bei den vielen Fällen, wo mehrere Todesursachen vorhanden sind, und wo es gilt, das Wesentliche, Primäre, vom Sekundären zu trennen. Die Statistik der Todesfälle sollte ihren Zweck erfüllen können, klarzulegen, welche ursächlichen Faktoren an der Gesundheit und am Leben einer Bevölkerung nagen. Wenn Todesanzeigen einliefen, die nach dieser Richtung Lücken ließen, oder wenn Lotz inne wurde, daß ansteckende Krankheiten nicht rechtzeitig gemeldet wurden, so konnte der betreffende Arzt mit Sicherheit auf eine Reklamation rechnen. Lotz, der alle diese Dinge selber kontrollierte, hat unzählige Anfragen an die Kollegen gerichtet und erhielt dadurch ein Material, das den höchst möglichen Grad von Zuverlässigkeit erreichte.

Die jährlich erscheinenden Statistischen Mitteilungen des Kantons Basel-Stadt enthalten neben dem Bericht des Zivilstandsbeamten über Trauungen, Geburten, Todesfälle usw. den Bericht des Physikus mit einer exakten Statistik und einer Besprechung der Todesursachen nach Krankheitsgruppen, nach Geschlecht und Alter der Gestorbenen, nach dem Einfluß der Jahreszeit, der Witterung und anderer ursächlicher Momente, z. B. des Alkoholismus, auf die Sterblichkeit. Den Schluß bildet jeweilen eine Zusammenstellung der angemeldeten ansteckenden Krankheiten und eine Analyse der daherigen Krankheits- und Todesfälle. Wer sich die Mühe

nimmt, einen solchen Jahresbericht zu studieren, wird staunen über die Summe des so mühsam gesammelten Materials und nicht weniger über die klare wissenschaftliche Verarbeitung desselben. Diese Jahresberichte haben der Basler Medizinalstatistik den Ruf größter Gründlichkeit und Zuverlässigkeit eingetragen und sie überhaupt in die erste Linie unter allen ähnlichen Publikationen gestellt.

Lotz verfolgte die Statistik des Auslandes und der Schweiz und forderte von der letzteren eine ebenso exakte Arbeit, wie er sie für Basel leistete. Er hatte Anerkennung z. B. für Luzern, über dessen Sanitätsbericht er 1877 referierte, und stellte rückständigen Kantonen in der für seine Feder charakteristischen munteren Weise „fern im Süd das schöne Spanien" als Beispiel hin, mit der Bitte, „sich doch wenigstens bald zur Höhe spanischer Medizinalzivilisation aufzuschwingen". Oberflächliche Medizinalstatistik, deren Grundzahlen nicht von ärztlichen Sachverständigen stammen, erklärte er für wertlos, „da tut man besser, keine Statistik zu machen, die immer noch viel nützlicher ist als unrichtige, welche hinterher ein wissenschaftliches Begräbnis erfordert."

Die Statistik steht nicht immer im Ruf, interessant oder gar unterhaltend zu sein, sie wird aber beides, wenn zuverlässige Zahlen von einem kritischen Kopf geordnet und gedeutet werden.[1]) Lotz war ein sicherer Rechner und verfügte über die Fähigkeit, auch verwickelte Probleme zu entwirren. Über eigene Arbeit und die fremde Literatur referierte er oft in der Basler Medizinischen Gesellschaft und im Korrespondenzblatt für schweizer. Ärzte. Die Abende, an denen er über Pocken, Influenza, Diphtheritis und deren epidemiologische Verhältnisse, über Verbreitung der Tuberkulose oder über die

---

[1]) Bezüglich der kulturhistorischen Bedeutung der Mortalitäts- und Krankheitsstatistik sei hier auf das interessante Universitätsprogramm von 1908 von Albrecht Burckhardt: Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der Jahre 1601—1900 verwiesen.

Gesamtsterblichkeit von Basel und ähnliches sprach, sind seinen Kollegen in bester Erinnerung.

Die Lektüre seiner Referate über alle möglichen literarischen Erscheinungen aus den Gebieten der Epidemiologie und der Hygieine bietet auch jetzt noch, nach zwei und drei Jahrzehnten, hohen Genuß, weil man sieht, wie scharf Lotz nachrechnete und wie wenig er sich durch Gelehrsamkeit imponieren ließ, wenn sie nicht fest gegründet war. Als z. B. 1892 bei einer unzweifelhaften Choleraepidemie in Paris, über welche keine richtige amtliche Klarstellung gegeben worden war, die Fachmänner vor lauter bakteriologischer Gelehrsamkeit in der Académie de Médecine darüber nicht einig werden konnten, ob es sich um asiatische Cholera oder um eine choleraartige Krankheit handle und nur darin übereinstimmten, daß dem Koch'schen Bazillus eine spezifische Bedeutung nicht zukomme, erschien unter dem Titel „Cholerisches" eine anonyme Korrespondenz vom Kongo, in welcher die Pariser Diskussion in die „Académie du Congo" verlegt und die zu Tage getretene „Unsicherheit, Vertuscherei und Flunkerei" in einer Persiflage hergenommen wurde, wie sie nur aus der Feder von Lotz stammen konnte. „Warum", heißt es in dem ernsteren Schlußwort, „war es nicht möglich, in Paris rasch und sicher die Wahrheit zu sagen, wie man sie in Berlin rasch und sicher sagt? Woher sollte denn amtliche Wahrheit kommen, wenn in den höchsten Fachkreisen dort ein Nebel herrscht, so dicht und trostlos, wie er sich aus der referierten Diskussion ergibt, wo zwei verschiedene verkehrte Ansichten zum Ausdruck kommen, die klare Richtigkeit aber nicht einmal e i n e n Vertreter hat."

Der letzte von Lotz geschriebene Artikel, September 1908, galt einer Typhusepidemie in Gelsenkirchen, die von Emerich und Wolter in einem größeren Werke als Beweis für die Theorie Pettenkofers von der Abhängigkeit des Typhus vom Grundwasserstand gedeutet wurde; ein Hinweis auf Basel sollte zur weiteren Stützung dieser Ansicht dienen. Es fiel Lotz leicht, den Autoren zu beweisen, daß dies für Basel nicht stimmt, daß

sie sich mit den Publikationen über die Basler Verhältnisse nicht vertraut gemacht hatten, und daß, gerade im Gegensatz zu ihren Behauptungen, die Typhusepidemie in Kleinbasel seit der Ausschaltung einer von altersher gebrauchten Wasserleitung und einiger Brunnen, die in jüngerer Zeit der Verunreinigung ausgesetzt waren, ein für alle Mal aufgehört hatte, daß also auch hier wieder in einer Infektion des Trinkwassers die Ursache des Aufflackerns der Krankheit gelegen hatte. „Die Tatsachen sind unvergänglich," schließt Lotz seine Kritik, „ihre Erklärungen, die Theorien nicht. Verschone man uns endlich einmal mit der über jeden Zweifel erhabenen Unanfechtbarkeit der lokalistischen Theorie Pettenkofers, diese Unanfechtbarkeit ist auch nicht nötig in majorem gloriam ihres Autors; die Verdienste und der Nachruhm Pettenkofers sind unabhängig von Grundwasserschwankungen."

In die zweite Hälfte der siebenziger Jahre fielen die Vorarbeiten für ein eidgenössisches Seuchengesetz. Der Schutz, den die verschiedenen kantonalen Sanitätsgesetze in ihrer ungleichartigen Anwendung zu bieten imstande waren, genügte nicht gegenüber Seuchen, die mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges von allen Seiten in unser Land eindringen konnten. Nach dem Entwurf sollte das eidgenössische Gesetz, dem man bei dem zu erwartenden Widerstande keine zu weite Ausdehnung geben durfte, nur auf Blattern, asiatische Cholera, Flecktyphus und Pest Bezug haben und nur in außerordentlichen Fällen und jeweilen nur durch besondere Verordnung auf Abdominaltyphus (Nervenfieber), Scharlach und Diphtheritis ausgedehnt werden. Für die Anzeigepflicht der Ärzte, für Isolierung der Kranken und Desinfektion wurden allgemein gültige Vorschriften aufgestellt und zum Kampf gegen die Blattern die Impfung und Wiederimpfung gefordert.

Nun entbrannte sofort ein heftiger Kampf, der von den Gegnern des Gesetzes vornehmlich unter dem Ruf: „Nieder mit dem Impfzwang!" geführt wurde. Auf ihre Seite stellten sich außer den prinzipiellen Impfgegnern viele, die irgend

einen staatlichen Zwang oder Eingriffe in ihre persönlichen oder Familienverhältnisse fürchteten. Auf der andern Seite stand fast die Gesamtheit der schweizerischen Ärzte; diese hatten ja Gelegenheit gehabt, sich von der Nützlichkeit der großen Entdeckung Jenners zu überzeugen und in den Kriegsjahren 1870/71 es mit eigenen Augen gesehen, wohin fehlende oder mangelhafte Impfung geführt hatte. Daß gegenüber Krankheiten wie Flecktyphus und Cholera, deren Einschleppung und mehr oder weniger rasche Begrenzung man in der Schweiz ebenfalls erlebt hatte, nur ein gemeinsames Vorgehen einigen Erfolg verspreche, und daß es bei Epidemien ohne Eingriffe in die persönliche Freiheit nicht gehen könne, war jedem klar, der Erfahrung hatte.

Merkwürdigerweise stellte sich an die Spitze der Impfgegner ein Mediziner, der Berner Professor Dr. Adolf Vogt, mit kritischen Studien, in denen auf Grund eines größeren statistischen Apparates der Nutzen der Impfung bezweifelt, ja verneint und die Abschaffung des Impfzwanges gefordert wurde. Durch ihre scheinbare Genauigkeit waren diese Berechnungen geeignet, das Vertrauen der Ärzte zur Impfung zu erschüttern.

Nicht gegen die, welche „mit dem Fanatismus der Unwissenheit“ in diesem Kampfe das große Wort führten, sondern gegen diesen Streiter aus dem Gelehrtenstande nahm nun Lotz den Kampf auf. In einem Offenen Brief an Herrn Prof. A. Vogt, Juni 1877, erschienen in der Zeitschrift für schweizerische Statistik, die auch Vogts Arbeit gebracht hatte, zeigte er seinem Gegner, daß die Grundlage seiner Beweisführung wenn nicht tendenziös, so doch kritiklos herausgegriffen, daß seine mathematische Beweisführung nicht frei sei von groben Fehlern, seine logische nicht frei von ganz verkehrten Schlüssen. Alles das nicht etwa in Form von bloßen Behauptungen. Lotz korrigierte jede einzelne Rechnung und rechnete mit dem Professor wie mit einem Rekruten in Beispielen an „Holzäpfeln“ oder mit einem Primarschüler

bei einem Dreisatz, um ihm zu zeigen, daß seine Statistik den Namen eines mensonge mis en chiffres verdiene. „Für welche Leser haben Sie Ihren Aufsatz geschrieben? Doch nicht für solche, die ihn gar nicht lesen! und noch weniger für solche, die ihn aufmerksam lesen! Es bleiben also diejenigen, die ihn flüchtig lesen, die den Zahlenballast der sich hinter dem lateinischen und griechischen Alphabet verbirgt, ruhig liegen lassen und nur die pikante Sauce genießen und im Vertrauen auf Ihren geachteten Namen das Heft mit dem Eindruck zuklappen: Mit der Impfung muß es doch faul stehen; denn Zahlen beweisen, und da Herr Professor Vogt, der Lehrer der Hygieine und Medizinalstatistik, auf Grund seiner Berechnungen findet, ihr Nutzen schrumpfe bei genauer Untersuchung auf immer kleinere Dimensionen zusammen, so wird es wohl so sein.

So vernichtend diese Kritik war, so wenig schien sie den Gegner zu kümmern, und es bedurfte einer zweiten Lektion: Etwas mehr Licht über die Impffrage und deren Behandlung durch Prof. Vogt, 1877, auch hier wieder mit dem Erfolge, neue Vogt'sche Behauptungen, besonders die von Todesfällen an Blattern bei Kindern in den ersten Jahren nach erfolgreicher Impfung, in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen „als Traum, als unfaßbaren Nebel, den kein kritischer Luftzug verweht."

Diesen Gegner ließ Lotz nicht mehr los, und sobald Vogt oder einer seiner Anhänger sich rührte, wurde er „abgeführt", so in den Impfpolemischen Gängen 1880 (erster, zweiter und dritter Gang) und in der Besprechung von Vogts Buch: Der alte und der neue Impfglaube „mit seiner Mitteilung entstellter und ganz unwahrer Angaben, seiner Anstellung verkehrter Vergleiche und einer Rechnerei, deren Unabhängigkeit vom 1 × 1 und von den elementarsten Regeln der 4 Spezies".... „Da muß ja wohl, um das Rechnen schwindelfrei zu machen, jede Zahl noch mit einem Geländer umgeben werden." Lotz ist es müde, so schüler-

hafte Arbeiten immer wieder durchzukorrigieren und gibt dem Leser den Hebel'schen Rat aus dem Beginn der Zundelheinergeschichten, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt.

Aus diesen Proben auf eine oberflächliche Kampfesart nur mit Witzen und Schlagwörtern zu schließen, wäre ganz verkehrt; jede Lotz'sche Kritik beruht auf einer oft sehr mühsamen Durcharbeitung, und es hätte seinem Wesen gänzlich widersprochen, nicht auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber Spott und Witz, mit denen sie immer reichlich gespickt ist, war bei diesem Gegner angebracht, der, ferne davon zum Schweigen gebracht zu sein, seine ebenfalls spitze Feder immer wieder in Bewegung setzte und seine Leser bat, ihm zu verzeihen, wenn er (Vogt) wie ein guter Landwirt zur Vertilgung des Unkrauts neben eifrigem Jäten die Jauche auch nicht vernachlässige. „Ob das wohl der geeignete Weg ist, um zu einem reinlichen Ergebnisse zu gelangen?" schließt Lotzens neue Entgegnung.

Andern gegenüber konnte das Urteil sehr milde sein; so versagte Lotz der Energie eines deutschen Arztes seine Anerkennung nicht, der in seinem 76. Jahre ein größeres Werk in impfgegnerischem Sinne geschrieben hatte und von einer zwar ehrerbietigen aber gründlichen Kritik (1884) nur darum nicht verschont wurde, weil Schweigen als Gutheißen gedeutet und von den Gegnern als Waffe benützt werden konnte.

Es würde zu weit führen, wollte man diese Polemik erschöpfend darstellen; sie schloß 1889 ab. In den Stuttgarter Homöopathischen Monatsblättern, zu denen er, wie es scheint, nach seiner Vernichtung in den Augen seiner schweizerischen Kollegen seine Zuflucht genommen hatte, hatte Vogt u. a. behauptet, in Baselland seien viele Kinder trotz Impfschutz an den Blattern erkrankt. „Impfschutz in Baselland!" — ruft Lotz in einer Entgegnung, betitelt: Eine falsche Vogtsrechnung, aus — „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein kleiner Schritt; in Baselland aber ist vom

Wortlaut des Sanitätsgesetzes zu dessen Durchführung ein sehr großer. Auf der Brücke, die von Baselstadt über den Dorrenbach nach Baselland führt, kann der Kurpfuscher mit Gertrud in Schillers Tell ausrufen: ‚Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei!' Ein Schritt führt ihn in das gelobte Land, wo er offene Beinbrüche mit Kuhmist behandeln kann und angesichts der tödlichen Blutvergiftung bei den Angehörigen noch Glauben findet mit der Behauptung, der Arm wäre geheilt, aber leider sei der Typhus dazugekommen. Der Impfzwang in Baselland steht noch unter der Höhe der Medizinalpolizei und ist tatsächlich gleich Null.... Herr Vogt schreibt freilich für homöopathische Leser und sieht wahrscheinlich den größten Erfolg von der Impfung da, wo sie am verdünntesten durchgeführt wird; .... wenn der Leser (nach Zerpflückung der betreffenden statistischen Berechnung) sieht, wie faul die besten Beweise des Herrn Vogt sind, so kann er sich dann diejenigen, welche noch schlechter sind als seine besten, denken; vielleicht findet sich auch bei den Lesern seiner Partei noch der eine oder andere, welcher nicht ganz abgestumpft ist gegen die Logik des Einmaleins."

Lotz war der Führer der Ärzte nicht nur durch sein gründliches, stets gegenwärtiges Wissen und seine enorme Arbeitskraft, sondern wesentlich durch seine Kampfeslust, mit der er jedem Gegner die Klinge bot, besonders dem in wissenschaftlicher Rüstung einherschreitenden.

Seine Arbeit erschöpfte sich aber nicht in Einzelkämpfen. Im Jahre 1880 verfaßte er im Namen der schweizerischen Ärztekommission einen an den Bundesrat gerichteten Bericht über die Impffrage, herausgekommen in Form eines Buches: Pocken und Vaccination. In diesem Buche ist sozusagen alles vereinigt, was man an Tatsachen über Pocken und Impfung seit der Zeit Jenners weiß, und zwar in ebenso gründlicher als klarer Weise, so daß auch der Laie in den oft verwickelten und durch den Kampf verwirrten Fragen der Pocken- und Impfstatistik zu folgen vermag. Es war zu jener

Zeit das bedeutendste Werk auf diesem Gebiete und hat bis heute seinen Wert behalten. Wer sehen wollte, konnte hier Einsicht gewinnen, da jede einzelne Frage mit der größten Unparteilichkeit und Sachlichkeit geprüft war.

Es nützten aber keine noch so guten Gründe. Wenn auch die Räte das eidgenössische Seuchengesetz beschlossen, — in der Volksabstimmung vom 30. Juli 1882 wurde es mit dem enormen Mehr von 253 968 gegen 67 820 Stimmen verworfen. In Basel selbst hatte die Gegnerschaft so lebhaft agitiert, daß schon 1879 von März bis November der Impfzwang interimistisch aufgegeben worden war; nach der eidgenössischen Abstimmung fiel er definitiv dahin.

Impfung und Wiederimpfung nahmen daraufhin rasch ab, und Lotz konnte schon 1891 mit Berücksichtigung aller Faktoren für Basel, mit einer Bevölkerung von 75 000 Einwohnern, die Zahl der für Blattern Empfänglichen auf 25 525 berechnen, also rund $^1/_3$ der Einwohner als pockenfähig bezeichnen. Seither ist natürlich mit dem Wegsterben Geimpfter das Verhältnis noch schlimmer geworden, auch wenn die starke deutsche Einwanderung mit ihren vielen Geimpften in Rechnung gezogen wird.

Für unseren Physikus folgte aus dieser Sachlage nur die Verpflichtung, nun erst recht wachsam zu sein und jedem neu auftauchenden Blatternfall aufs gründlichste nachzugehen. Er hat 1894 seine Erfahrungen über Variola publiziert und die Epidemien von 1885 und 1892 in allen Einzelheiten geschildert. Die Seuche wurde nicht nur aus der nähern Umgebung, Binningen, Berner Jura usw. importiert, auch von ganz entfernten Orten aus, wie Brüssel, Paris, Lyon, Barcelona, Konstantinopel, Budapest, erreichte der unheimliche Gast unsere Stadt. 1892 war die Infektion in wenigstens drei Malen auf verschiedenen Wegen geschehen, und es kostete eine unendliche Mühe, allen den verschlungenen Pfaden nachzugehen, auf denen sie zum Ausbruch der Seuche in Gruppen geführt und sich als beginnende Epidemie dokumentiert hatte.

Wie exakt und wie unerbittlich verfolgte dann Lotz die Fährte, mit welcher Unermüdlichkeit ging er monatelang, meist in den Abendstunden, wenn er erwarten konnte, die Bewohner infizierter Häuser anzutreffen, in alle Enden der Stadt. Wie viel Mühe und Unverdrossenheit brauchte es, um Leuten, die bald da, bald dort arbeiteten, Schülern, welche aus infizierten Familien als gesundbleibende Zwischenträger die Ansteckung in ihre Schulen brachten, nachzugehen und Leute zu entlarven, die dem Physikus unwahre Angaben gemacht oder Kranke versteckt hatten.

Lotz suchte sein Ziel, die Verbreitung des Ansteckungsstoffes zu hemmen, auf möglichst einfache Weise und unter Vermeidung alles nicht absolut Nötigen zu erreichen. „Nicht: was kann man alles tun, sondern was muß man alles tun und was kann man unterlassen" war seine Richtschnur. „Die Sanitätspolizei muß suchen, ihr Ziel mit möglichst geringer Belästigung des Publikums zu erreichen, selbst auf Kosten eigener Bequemlichkeit."

Es gelang Lotz, alle Epidemien aufzuhalten, indem er in allen Fällen, einen einzigen ausgenommen, die Isolierung der Kranken im Absonderungshaus und die Desinfektion des bisherigen Krankenzimmers mit seinem ganzen Inhalt nebst den Kleidern der Pflegenden anordnete. Die gesunden Angehörigen wurden nicht desinfiziert, aber im eigenen Hause interniert, bis die Desinfektion ihrer Wohnung vorüber und ihre eigene Gesundheit vom Physikus festgestellt war. Dann wurden sie vollkommen freigelassen, aber so lange immer wieder besucht, als sie möglicherweise noch erkranken konnten. Wirtschaften und Läden im Hause eines Erkrankten wurden meist nur wenige Stunden, bis zum Abschluß der Desinfektion, geschlossen, ein einziges Mal für einige Tage. Die Vaccination und Revaccination der gefährdeten Familien- und Hausgenossen wurde nicht gefordert, aber angeboten und meist gerne angenommen.

Man sieht, daß bei diesem System, das nur selten zur

vorläufigen polizeilichen Internierung von auf Infektion verdächtigen unseßhaften Leuten, meist italienischen Arbeitern, Zuflucht nehmen mußte, aller Erfolg von der Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit des Physikus, des einzigen ärztlichen Beamten dieser Abteilung des Sanitätsdepartements, abhängt. Je größer prozentisch der Bestand Ungeimpfter innerhalb der Bevölkerung, um so größer die Gefahr des Aufflackerns einer Epidemie. In dieser Hinsicht war Lotz von einer einzig dastehenden Treue in seinem Amt, und es ahnen nur wenige, mit welcher Aufopferung er desselben waltete. Seinem wissenschaftlichen Sinn entsprach es, daß er durch genaues Notieren und Zusammenfassen seiner Beobachtungen imstande war, manche seiner Anschauungen zu ergänzen und zu korrigieren und so schließlich die oben genannte wissenschaftliche Arbeit zu liefern, die jeder kennen muß, der sich mit der Bekämpfung von Blatternepidemien abzugeben hat. Wer Lotz in seiner amtlichen Tätigkeit kennen lernen will, dem ist die Lektüre der Abhandlung (Korrespondenzblatt für schweizer. Ärzte 1894, Nr. 20 und 21) zu empfehlen; er wird dem Beamten, Autor und Menschen seine Hochachtung nicht versagen.

Im Schlußwort bezeichnet Lotz ein längeres Verweilen von Blattern an einem Orte als Reagens auf Mangelhaftigkeit der Seuchenpolizei. Es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß eine Sanitätspolizei, die sich gegenüber der Variola nicht als vollkommen leistungsfähig erweist, der Cholera gegenüber ganz versagen würde.

Wenn es auch bei mehreren Einbrüchen in der Tat gelungen war, die Blattern in Schranken zu halten, so schienen ihm doch bei der Zunahme der ungeimpften Bevölkerungsteile die Aussichten für die Zukunft recht düster für außerordentliche Verhältnisse, wo die Zuschleppung Infizierter häufiger, die sorgfältige, zeitraubende Kontrolle durch einen Beamten und das Nachholen einer richtigen Impfung beim Andrange vieler nicht mehr möglich ist, nämlich in Kriegszeiten. „Denn der Friede ist für die Blattern was Windstille

für eine Feuersbrunst, der Krieg ist der Föhn; . . . Da in der Schweiz die Phrase und nicht das Urteil der Fachmänner bei der Impffrage maßgebend war, haben wir es glücklich dazu gebracht, daß in Bezug auf Variola unsere Wehrmänner um das Vielfache schlimmer dastehen würden als irgend eine Armee zwischen dem Ural und der Mündung des Tajo." Auch die Bevölkerungen nicht an dem Krieg direkt beteiligter Länder könnten plötzlich von einer Flutwelle von Variola überschwemmt werden. „Wenn dann Erkrankung und Tod, wochenlange Arbeitsunfähigkeit und dauernde Entstellung in weitem Umfange ihre Opfer fordern, wenn Krankenkassen und Armenbehörden davon betroffen sind, wenn unsere Armee aufs empfindlichste in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt ist, — kurz, wenn die Sache zum großen öffentlichen Unglücke geworden ist, so wird sich allmählich ein Murren erheben, und aus dem Murren wird die Frage laut werden, warum es so habe kommen müssen, wer denn an diesem Jammer schuld sei. Und als schuldig wird sich melden ein alter, stets rückfälliger Übeltäter, den wir schon von Münchenstein, Ouchy usw. kennen, der überhaupt immer auf der Bildfläche erscheint, wo man nicht einen übernächtigen Weichenwärter oder sonst einen gänzlich unbewußten Menschen zum Sündenbock für eine große Niederträchtigkeit stempeln kann — Niemand, der bekannte Niemand wird schuldig sein wollen. In Wirklichkeit werden es alle sein, die zur Aufhebung des Impfzwanges mitgeholfen haben. . . . Es wird sich vielleicht auf die Frage nach dem Schuldigen allmählich die Einsicht Bahn brechen, daß die Mehrheit schuldig ist und daß ein Volk, das sich auch in sanitätspolizeilichen Dingen selbst die Gesetze gibt, zwar nicht immer die vermeidlichen Seuchen hat, welche es verdient, aber sicher die vermeidlichen Seuchen verdient, welche es hat."

Es ist unnötig zu sagen, daß die gleiche Aufmerksamkeit wie den Blattern der Kontrolle aller andern Infektionskrankheiten, wie Typhus, Scharlach, Diphtheritis, Kindbettfieber, Tuberkulose usw. gewidmet wurde, und daß es dem

Physikus oblag, momentane Abwehrmaßregeln, wie Schließung und Desinfektion von Schulen, Ausschaltung infizierter Brunnen, Isolierung Kranker, Organisation des Hilfsspitals usw. zu veranlassen. Wesentlich vorbeugender Natur waren die vom Sanitätsdepartement auf seine Anregung hin erlassenen Verordnungen über den Transport infizierter Kranker durch besondere Droschken, unentgeltliche Desinfektion von Kleidern, Betten und Wohnungen, unentgeltliche bakteriologische Untersuchungen von Objekten, die von den Ärzten eingesandt wurden, und anderes mehr. Die unentgeltliche Impfung wurde regelmäßig fortgeführt. Fügen wir noch bei, daß die Hebammen durch Lotz einer strengen aber gerechten und humanen Kontrolle unterworfen waren; sie half nicht wenig mit bei der Herabdrückung der Ansteckungen durch das Kindbettfieber. Auch die Begutachtung und Kontrolle über andere Personen, die ein Spezialgebiet der Heilkunde ausüben wollten, ohne Ärzte zu sein, lag in seiner Hand.

Der Kampf mit quacksalberischen Existenzen und medizinischen Hochstaplern gab ihm in unserer Grenzstadt viel zu schaffen. Da nun einmal viele, auch sonst gebildete Leute naiv genug sind, z. B. daran zu glauben, daß alle, auch die verschiedensten Krankheiten durch ein einzelnes Allerweltsheilmittel geheilt werden könnten, finden sicher auftretende Charlatans auch in unserer aufgeklärten Zeit immer Leute genug, die mit einer wahrhaft kindlichen Leichtgläubigkeit auf jeden neuen Schwindel eingehen und voller Erbauung auf das Wunderbare und dessen sonderbare Priester blicken. In Fällen allzu krassen Betrugs oder wenn Schaden angerichtet werden konnte, schritt der Physikus ein. Die Nähe der Grenzen machte allerdings das Resultat oft illusorisch, da der Verfolgte in St. Ludwig, Binningen und Birsfelden mit Leichtigkeit von seinen Anbetern zu erreichen war. In Basel selbst scheint dem Physikus in diesem Kampfe nicht immer die nötige Unterstützung zuteil geworden zu sein; wir sahen Lotz vor einigen Jahren entrüstet und betrübt, als ein Quacksalber,

dessen Schuld bei einem verbrecherischen Eingriff mit üblen Folgen klar vorlag, durch das Appellationsgericht von der Hauptschuld freigesprochen und nur wegen unbefugten Arztnens milde bestraft worden war.

Lotz kam durch seine Wahl zum Physikus von Amts wegen als Beisitzer mit beratender Stimme in die Sanitätskommission, später wurde er von der Regierung in die Fabrikkommission und in die Kommission der Davoser Heilstätte für Lungenkranke, dann 1885 in die Primarschulinspektion, ein Jahr später in die Inspektion des Gymnasiums und 1895 in die Kuratel der Universität gewählt;[1]) in den zwei letztgenannten Stellungen blieb er bis zu seinem Tode.

Nur kurze Zeit war er in der Synode, 1874—87 Mitglied des Großen Rates. Er wurde nicht wiedergewählt, weil er keiner Parteiparole folgen und alle Entschließungen vom eigenen Urteil abhängig machen wollte. Eine so unabhängige Existenz scheint bei der politischen Aufregung der damaligen Zeit im Großen Rate nicht möglich gewesen zu sein. Doch fehlte es seinem Schaffenstriebe glücklicherweise nicht an Gelegenheit zum Wirken in besonderen Aufgaben, so unter anderem als Mitglied der Kommission zur Kindererholungsstation in Langenbruck.

Schon 1877 war er als Nachfolger von Peter Merian in den Vorstand der Akademischen Gesellschaft gewählt worden, später in die Kommission für die akademischen Vorträge. Diese Stellungen, zusammen mit der Wahl in die Kuratel, brachten Lotz in nahe Beziehungen zur Universität. Hier waren Gebiete, wo seine hohe Bildung, sein freier Geist, sein Idealismus und sein unabhängiger Charakter am besten zur Wirkung kommen konnten.

Lotz war ein guter Basler und hatte als solcher Freude nicht nur am Gedeihen unserer vielen humanitären Anstalten, sondern besonders auch am Blühen unserer Schulen, speziell

---

[1]) Wir entnehmen eine Reihe von Daten einem Nekrolog von Prof. Courvoisier, Korrespbl. f. schweizer. Aerzte 1908, Nr. 23.

der Hochschule. Die Universität war aus dem Unglück und der Mutlosigkeit der Dreißigerjahre durch idealgesinnte, weitblickende und entschlossene Männer gerettet worden und unter freiwilliger, opferfreudiger Teilnahme der Bürgerschaft, besonders durch die Hilfe der neugegründeten Akademischen Gesellschaft, zu neuer Blüte gelangt. Sie hatte das Glück gehabt, eine Schar erster Kräfte nach Basel zu ziehen und manche hier zu halten. Da gilt es auch für unsere Generation, mit Ausdauer weiterzuwirken und alle Mittel weise zu verwalten, um der Universität die großen Zuschüsse gewähren zu können, die sie für ihre Institute und Lehrkräfte haben muß. Anderseits bedarf es unabhängiger Männer, die, besonders bei Wahlen, nur die Sache im Auge behalten und allen Einmischungen gegenüber Rückgrat zeigen. Berufungen sind für kleinere Universitäten oft wichtiger und wohl auch verhängnisvoller als für große, weil im Etat für manches Lehrfach nur eine einzige Professur vorgesehen ist. Durch Extraordinariate wird zwar der Lehrkörper in vorzüglicher Weise ergänzt, aber die allzu häufige Schaffung derselben hat wieder ihre besonderen Schwierigkeiten und verlangt oft Zurückhaltung. Für all diese oft delikaten Entscheidungen war Lotz als Mitglied des Vorstandes der Akademischen Gesellschaft und der Kuratel am rechten Platze, einsichtig und gewissenhaft mitarbeitend. Etwaigen Angriffen gegenüber war er um den schlagenden Ausdruck nicht verlegen, besonders wenn sie von unberufener Seite kamen.

Mit seiner Liebe zur Universität hing es auch zusammen, daß Lotz das Niveau der gymnasialen Vorbildung nicht wollte herunterdrücken lassen, und daß er für eine tüchtige und zwar humanistische Vorbildung für alle Studierenden eintrat. Diejenigen Freunde des humanistischen Gymnasiums, welche durch Verzicht auf die künftigen Mediziner für ihre Anstalt freie Hand zu bekommen glaubten, warnte er eindringlich davor, bei dieser Destruktion Hand zu bieten. In dem Versuche, auf eidgenössischem Wege zunächst die Forderung der Real-

maturität für die Mediziner durchzudrücken, sah er die Ausdehnung derselben auch für andere Studiengebiete voraus, „da die Vertreter des Realismus auf Erweiterung ihres Gebietes so emsig bedacht sind wie die Engländer in Afrika, und ebenso bereit wie diese, mit der Macht der Tatsachen zu operieren.“ Wie richtig er da gesehen hat, zeigt die seitherige Entwicklung der Dinge, wo man es erlebt, daß auch Kandidaten anderer Fakultäten, die — vom allgemeinen Bildungswerte der humanistischen Schulung ganz zu schweigen — die philologische Bildung für Studium und Beruf noch viel nötiger hätten, als die Mediziner, die alten Sprachen oder wenigstens deren gründliche Kenntnis zu umschiffen wissen. Und wo man ferner sehen muß, wie mit Hilfe eidgenössischer Maturitätsreglemente für Mediziner das ganze Gymnasium mit unsinnig vielen Stunden aus Spezialgebieten, wie Chemie, belastet werden soll. Die Chemie in allen Ehren, aber für Gymnasiasten erreicht sie an Bildungswert weder die Sprachen und die Geschichte, noch die Mathematik und Physik. Es dürfte völlig genügen, im Anschluß an einen gründlichen Unterricht in der Physik, der bildendsten unter den Naturwissenschaften, die Grundbegriffe der Chemie zu lehren.

In einem Artikel: Zur Maturitätsfrage (Korrespondenzblatt f. schweizer. Ärzte 1903, Nr. 10 und 12) verlangt Lotz womöglich auch für die Mediziner das humanistische Gymnasium mit Mathematik und Naturwissenschaften in der bisherigen Ausdehnung, mit seinem Grundsatz: non multa, sed multum. Dem Einwand eines realistisch gesinnten Arztes, ‚daß es der, der 7 Jahre fast ausschließlich mit dem Studium der toten Sprachen zugebracht hat, sich stützend auf Bücherweisheit und Autorität, verlerne, sich auf Beobachtung und Experiment zu stützen, als die einzig sichere Grundlage der Naturwissenschaft‘, begegnet Lotz mit der Frage: „Wirklich? Und die Reihe der großen Forscher des 19. Jahrhunderts, welche auf allen Gebieten der Naturforschung mit Einschluß der menschlichen Anatomie, Physiologie, Pathologie bahn-

brechend gewesen sind, deren Errungenschaften den Glanz des vorigen Jahrhunderts bilden, deren Namen in der Geschichte der induktiven Wissenschaften unsterblich sein werden, — welchen Bildungsgang haben denn diese Männer durchgemacht? Ist das Brett, das die humanistische Vorbildung ihren Jüngern vor den Kopf bindet, am Ende doch nicht so dick, wie man uns will glauben machen? oder sollen wir annehmen, alle jenen großen Leistungen seien zustande gekommen trotz der humanistischen Vorbildung, und ohne den siebenjährigen Krieg mit Bücherweisheit und Autorität hätten es jene großen Forscher noch viel weiter gebracht?" . . . „Und was soll man zu dem Satze sagen, daß wir uns über Quacksalber und sogenannte Naturheilkünstler nicht durch Latein und Griechisch, sondern durch gründliche Beherrschung der Naturwissenschaften erheben? Soll darin die Andeutung liegen, die humanistisch vorgebildeten Ärzte, aus deren Reihe der Entdecker des mechanischen Wärmeäquivalents hervorgegangen ist, brächten es nicht einmal zu derjenigen gründlichen Beherrschung der Naturwissenschaften, welche sie über Quacksalber erhebt? Da fehlt wohl den Göttern nur noch die Realmaturität, um fürderhin nicht mehr vergebens mit der Dummheit zu kämpfen!" . . . „Quacksalber werden vor uns immer Qualitäten voraus haben, in denen sie hors concours sind: Unwissenheit, Schablonenhaftigkeit, Verlogenheit etc. in individuell wechselnder Dosierung. Dagegen hilft auch keine Realmaturität, sondern weit eher, wie gegen alle Misère des täglichen Lebens, ein Abglanz aus den Gefilden, welche die Sonne Homers bestrahlt." . . . „Das schöne Wort von Prof. F. Burckhardt: ‚Dann ist das Gymnasium der gemeinsame Boden, auf welchem sich in der Jugend diejenigen getroffen, gekannt und bewegt haben, welche Leiter des Volkes zu sein berufen sind, und die Einheit in der gemeinsamen Arbeit der Jugend wird übertragen auf die Praxis des Lebens', scheint nie gehört oder längst wieder vergessen zu sein."

Mit seinem Eintreten, dem übrigens die große Mehrzahl

der schweizerischen Ärzte durch eine Abstimmung eine weitere Berechtigung gegeben hatte, half Lotz mit zur Rettung wenigstens eines Teils der humanistischen Maturität der Mediziner. Er selbst mit seiner großen, allseitigen Begabung und seiner Freude an jedem wahren Wissen war ein Beweis für die Möglichkeit einer Vereinigung der verschiedensten Bildungselemente in einer Person, war er doch ebenso guter Mathematiker und naturwissenschaftlicher Beobachter als Philologe.

Die Frage, warum Lotz bei seinem wissenschaftlichen Werte und seiner auffallenden Lehrbefähigung sich nicht der akademischen Laufbahn zugewendet habe, ist schon oft gestellt worden und wird wohl von allen denen, die ihn genauer kannten, durch seine Bescheidenheit beantwortet werden müssen und durch das Bestreben, dem einmal übernommenen Amt und Beruf seine ganze Kraft zu widmen. Das Amt bot ihm ja die Befriedigung, wissenschaftlich zu arbeiten, in hohem Maße. Mehr verlangte er nicht, er war sich seiner Kraft bewußt, aber frei von aller Gelehrteneitelkeit, zufrieden ohne jeden Titel. Für junge Gelehrte, die höher strebten, ohne doch durch einen Titel eine äußere Anerkennung ihres Strebens zu erreichen, stand er durch sein ganzes Leben da als Beispiel weiser Genügsamkeit.

Seine ärztliche Tätigkeit hatte Lotz 1871 eröffnet und die Krankheiten des Kehlkopfes als Spezialgebiet erwählt, zu dem er sich in Berlin und Wien vorbereitet hatte. Aus den ersten Jahren seiner Praxis stammt eine Abhandlung über psychische Stimmbandlähmung, die ihn als gebildeten Laryngologen und fast mehr noch als feinen Menschenkenner zeigt. Spezialist im heutigen Sinne mit ausschließlicher Behandlung eines Organs oder gar nur einer Krankheitsgruppe ist er nie geworden, dafür hatte er eine zu vielseitige Ausbildung, zu viel Interesse am ganzen Menschen und zu wenig Sinn für einseitige Technik. Auch Modearzt, wie man etwa zu sagen pflegt, wurde er nie, dazu war er zu originell und zu

wenig schmiegsam. Vielen Neuerungen in der praktischen Medizin stand er zunächst beobachtend, prüfend und abwartend gegenüber, ehe er sich ihnen anschloß. Dieser Skeptizismus, ein Ausdruck seiner Wahrheitsliebe, mag ihn manchmal in den Augen des Publikums hinter Praktiker von geringerer kritischer Veranlagung gestellt haben, die sich dem Neuen leichter und mit größerer Begeisterung zuwandten. Seine Praxis bildete sich allmählich, und es brauchte einige Zeit, bis seine vortrefflichen menschlichen und wissenschaftlichen Eigenschaften die ihnen gebührende Geltung errungen hatten. Wer aber, ob Patient oder Kollege, diese einmal kennen gelernt hatte, der behielt ihm wohl sein Vertrauen auf immer. „Was war der Grund, daß so von allen Seiten die Behörden, die Ärzte von nah und fern, die Patienten, daß jedermann sich ihm mit so seltenem Vertrauen nahte? Er suchte nicht das Seine, das fühlte jeder, der mit ihm verkehrte. Äußerer Glanz, leere Phrasen waren seiner innersten Natur zuwider; dagegen war er überall bereit, mit seinem überlegenen Geiste mitzuarbeiten und mit einem warmen Herzen für seine Mitmenschen zu helfen, wo er es nötig fand. . . Mit seinen Patienten trat er meist in ein freundschaftliches Verhältnis; er war bei vielen der geschätzte und beliebte Hausarzt nach alter guter Sitte, und das darf nicht verschwiegen werden, im Hinterstübchen im dritten Stockwerk durfte ein armes altes Weiblein seiner treuen, gründlichen Pflege ebenso gewiß sein als irgend jemand aus der praxis aurea.“ Wir könnten diesen schönen Worten aus dem Nekrologe seines Freundes Prof. Hagenbach-Burckhardt nichts Besseres beifügen.

Sein wahres, lauteres Wesen war es auch, das Lotz bei seinen Kollegen zum Vertrauensmann in allen Standesangelegenheiten machte. Zu einer Zeit, wo die Eidgenossenschaft noch keinen Sanitätsreferenten und kein Gesundheitsamt hatte, war er ein lebhafter Vertreter der Zentralisation des schweizerischen Sanitätswesens, d. h. der Schaffung zentraler sachkundiger Behörden und Organe zur

Sammlung und Verwertung des sanitätspolizeilichen Materials und zur Vorberatung der vielen neuauftauchenden statistischen, seuchenpolizeilichen, allgemein hygieinischen und Versicherungs-Fragen. Seit 1887 war er Mitglied der schweizerischen Ärztekommission, seit 1902 deren Schriftführer, seit 1899 Mitglied des fünfköpfigen Ausschusses des ärztlichen Zentralvereins. Die Wahl zum Präsidenten des letzteren, die ihn an die Spitze der schweizerischen Ärzteschaft gestellt hätte, lehnte er ab, blieb aber bis zu seinem Tode Vertreter der Basler in der schweizerischen Ärztekammer. Für eine richtige Vertretung der Ärzte aller Kantone durch Schaffung dieses „ärztlichen Ständerats" an Stelle zufälliger Versammlungsmehrheiten und einzelner dominierender Größen war er lebhaft eingetreten. Volle zwanzig Jahre besorgte er die Verwaltung der ärztlichen Hilfskasse, ein Amt, das ihm viele Arbeit ohne äußere Ehren, aber um so wärmeren Dank für die taktvolle, freundliche Behandlung der vorliegenden Notfälle einbrachte.

In Basel war Lotz während fast vier Jahrzehnten einer der fleißigsten Besucher der Medizinischen Gesellschaft und zweimal deren Präsident. Man wird noch lange an seine interessanten Vorträge, seine klaren Voten und den Eifer denken, mit dem er in Standesangelegenheiten nach innen und außen kämpfte. So trug 1883 eine von ihm im Namen der ärztlichen Mitglieder des Großen Rates verfaßte Broschüre, die Kehrseite der obligatorischen Krankenversicherung, wesentlich dazu bei, ein stark kommunistisch gefärbtes Gesetzesprojekt zu Fall zu bringen. Als im Jahre 1903 die Basler Ärzte ihre kollegialen Beziehungen in einer Standesordnung festsetzten, war Lotz der gegebene Mann für das Präsidium des neugeschaffenen Ehrenrates. Was er da, besonders in der ersten Zeit, wo noch keine Tradition bestand, durch seinen gerechten Sinn, seinen Takt und seine enorme Arbeitskraft geleistet hat, das können nur die beurteilen, die als seine Mitberater diese Zeit miterlebt haben.

Wie war es möglich, daß Lotz all diese Arbeit amtlicher und freiwilliger Natur in so vorzüglicher Weise erledigen konnte? Das war seiner hohen Intelligenz nur möglich im Verein mit einer beispiellosen Selbstlosigkeit und Treue, die da keine Schonung der eigenen Person kannte, wo gewirkt werden mußte. Und bei allem dem sah man Lotz nie müde oder unaufgelegt, wenn irgend etwas Neues an ihn herantrat. Er war immer der gleiche freundliche und gefällige Lotz, der zu jeder Beratung oder Assistenz ohne weiteres bereit war und jede Begegnung durch den Reiz seines schalkhaften Humors belebte. Dieser Humor verließ ihn selbst dann nicht, als er einst mitten in der Nacht durch seine Hausglocke aus dem Bett geschellt wurde und nun vernahm, daß ein benachbarter Herr sein Telephon zu benützen wünsche, um einen andern Arzt zu rufen!

Die bisherige Schilderung seines Lebens hat uns, fast über die ursprüngliche Absicht hinaus, zur Skizzierung beruflicher, amtlicher und erzieherischer Gebiete geführt. Es würden aber wesentliche Züge im Bilde fehlen, wenn wir nicht auch Lotzens Verhältnis zur Poesie, Musik und Kunst berühren wollten.

Der Unterricht im Pädagogium durch Lehrer wie Wilhelm Wackernagel und Jakob Burckhardt war bei ihm auf empfänglichen Boden gefallen und hat sein ganzes Leben hindurch den Sinn für jede Erscheinung des Schönen in Literatur und Kunst unterhalten. Er blieb bis in sein Alter Idealist und Enthusiast, das Feuer seiner Begeisterung auf den Kreis der Familie und der Freunde übertragend.

Lotz war sehr belesen und behielt durch ein starkes Gedächtnis das Erfaßte in steter Bereitschaft, so daß jedes seiner Gespräche durch geschichtliche und literarische Reminiszenzen gehaltvoll und interessant wurde. Daß er die Sprache, „das Instrument des Geistes“, gewandt und schlagfertig handhabte, haben die mitgeteilten Proben aus seinen Kampfeszeiten und viele Zeitungsartikel in den verschiedensten Blättern über alle mög-

lichen Gegenstände bewiesen, von der Kritik der ersten Nietzscheschen Schriften bis zu der der jüngsten Gemäldeausstellung. Seiner Umgebung war er nicht weniger bekannt durch seine geistreichen Verse, lateinische und deutsche. Was ihn gerade bewegte, konnte Anlaß zu solchen Poesien sein, und nicht selten flog am Morgen nach einem Gespräch den Freunden ein witziges Epigramm als letzter Trumpf ins Haus. Wir besitzen selbst eine amtliche Anfrage, die der Physikus als Zeichen der Freundschaft in ein poetisches Gewand gekleidet hatte, — gewiß eine seltene Form der Äußerung aus einem staatlichen Bureau! Aus seinen Spital-, Lazarett- und Kasernenliedern, den Nachklängen aus den Zeiten überströmender Jugendlust, machen im Freundeskreise jetzt noch manche Strophen die Runde.

Eine besondere Liebe hatte Lotz zur Musik. Begabt mit einem treuen Gedächtnis, hat er in den Konzerten der Vaterstadt, dann in Berlin, Wien und Karlsruhe einen ganz bedeutenden Schatz von Erinnerungen, besonders aus der klassischen Musik gesammelt. Er war einer von den Glücklichen, die, ohne selbst zu singen oder zu musizieren, doch die größte Genußfähigkeit behalten, vielleicht gerade deshalb, weil sie nur dankbar empfangen und nicht, durch besondere Kenntnisse veranlaßt, in musikalischem Getue und Zersprechen den Garten zertreten, in dem die Erinnerungen weiter blühen können. Lotz konnte so recht in seinen Reminiszenzen schwelgen und strahlte, wenn er Gleichgesinnte traf. Wenige Stunden nachdem der Schreiber dieser Zeilen Lotz im Lazarett zu Karlsruhe kennen gelernt hatte, kam das Gespräch auch auf Musik, und ein beiderseitiges Schwärmen für Mozart und Beethoven war die erste Anregung zu einer Freundschaft, die seit jenem Tage gedauert hat. Die Abende in der Karlsruher Oper gehören zu den schönsten Erinnerungen aus jener Zeit, die den Freunden auch sonst des Interessanten und Ergreifenden so vieles geboten hat.

Der Sinn für das Schöne zeigte sich auch auf einem andern Lieblingsgebiete, der Malerei. Früher als viele andere war

Lotz dazu gelangt, in Arnold Böcklin den großen Meister der Farbe und einen Künstler von eigenartiger Phantasie zu erkennen. In Wort und Schrift trat er dann auf den Kampfplatz, wenn er glaubte, daß Böcklin zu wenig anerkannt werde, oder wenn z. B. der Verkauf eines schönen Bildes aus einer Privatsammlung drohte und es sich darum handelte, den Verlust von Basel abzuwenden. Da konnte er heftig werden, fast bis zur Ungerechtigkeit.

In einem Artikel, den er einen Monat vor seinem Tode bei Anlaß der schweizerischen Kunstausstellung veröffentlichte (Nat. Ztg. 1908, 25. Sept.), kommt er bei Anlaß der Kritik einiger ihn abstoßender modernster Kunsterzeugnisse unter Aufstellung dreier nach ihrem ganzen Wesen und ihrer Bedeutung sehr verschiedener Gegenbeispiele (Böcklins Centaurenkampf, Patocchis Winterlandschaft und Fräulein Bouviers Porträt einer alten Dame) zu der Frage: „Was haben denn Bilder, die uns anziehen, gemeinsam und was haben sie voraus vor denen, die uns abstoßen?“ . . . — „Wir kommen auf zweierlei. Einmal sind sie, um das schöne Wort von Jakob Burckhardt zu gebrauchen, ‚durch eine unsterbliche Seele hindurchgegangen‘ und deshalb sprechen sie zu uns, während platte Darstellungen des Gewöhnlichen, die nur durch ein Fensterglas oder im besten Falle durch die Linse eines Photographenapparates scheinen hindurchgegangen zu sein, wofür die Ausstellung leider Beispiele genug liefert, uns kalt lassen. Ein zweites aber kommt entscheidend hinzu: es ist in der Sprache dieser ansprechenden Bilder kein Mißton; der Künstler ist im Ausdruck dessen, was er uns sagt, vollkommen natürlich. Wir zweifeln keinen Augenblick daran: So hat die beschneite Landschaft ausgesehen mit ihrem Licht und ihrem Schatten, so die Dame, deren Züge Glück und Leid eines langen Lebens zu freundlicher Milde abgeklärt haben, und so auch das gewaltige Ringen von Böcklins Centauren. Denn darauf beruht ja, beiläufig gesagt, Böcklins Größe, daß er mit einer gewaltigen Dichterphantasie und mit der Fähigkeit, seine Visionen in

unvergängliche Farbensymphonien auszugestalten (Gottlob! Symphonien ohne Programm), ein ernstes treues Studium der Natur verband. So ist Böcklin erfüllt von diesem Urquell alles Lebens, daß er auch den Gestalten, die nie und nimmer gelebt haben, die er geschaffen hat nach seinem inneren Bilde, natürliches Leben verleiht."

Die Entrüstung über die neueste Kunstrichtung, besonders über Hodlers in Kunstkreisen viel bewundertes, aber auch viel kritisiertes Bild „Empfindungen", die Lotz eher als „weibliche Geisteskranke im Luftbade" deuten will, kommt konzentriert zur Erscheinung in einem Gedicht mit den Schlußstrophen:

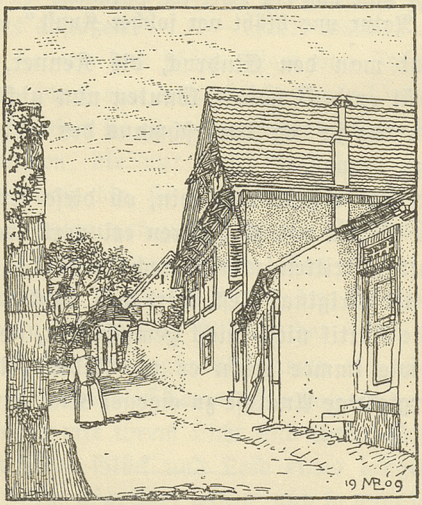
„Wohl uns, daß nicht schon beim Schöpfungsakte
Hodlers Phantasie den Ausdruck fand,
Daß in andrer Schönheit sich der nackte
Körper uns erzeigt und unser Land!

Solche Weiber und auf solcher Wiese
Hätten nie erworben Adams Gunst,
Wohl uns, daß ein Hort im Paradiese
Der Natur uns blüht vor solcher Kunst."

„Fast hat man den Eindruck, die Kenner, nachdem sie Böcklin zu spät entdeckt haben, könnten nun nicht früh genug aufstehen, um nur ja den Taufeschmaus des nächsten Unsterblichen nicht zu verpassen."

Es wird nun abzuwarten sein, ob diese Kritik, die uns Ältere an die Zeiten vor 40 Jahren erinnert, wo um Böcklin ebenso lebhaft gestritten wurde, recht behält. Wer Lotzens Abhandlung im Original liest, wird den Eindruck bekommen, daß er sich die Kritik nicht leicht gemacht hat, sondern sich die Mühe gab, wie immer wenn er zur Feder griff, auch hier durch eine sorgfältige Analyse zu eigener Klarheit zu kommen.

Dieser reiche Geist wurde dem glücklichsten Familienleben, dem Amte, den Kranken und den Freunden am 25. Oktober 1908 ganz unerwartet durch eine kurze Krankheit entrissen.

Man wird selten Männer treffen, die bei so vielseitiger und hoher Begabung so bescheiden und einfach bleiben, die bei der Fähigkeit zu schärfster Kritik durch ihr Wohlwollen das unbegrenzte Vertrauen so vieler gewinnen, die ebenso kampfesbereit als gefühlvoll sind und in der Prosa des Lebens sich so vielen poetischen Schwung und eine so innige Freude am Schönen bewahren, die für keine geistige Bewegung gleichgültig bleiben.

Die Vaterstadt Basel darf wohl um diesen Verlust trauern; sie hat an Lotz einen gelehrten und treuen Beamten verloren, der in der Reihe der Stadtärzte wohl mit Felix Plater, dem berühmten Arzt und Statistiker in den Zeiten des schwarzen Todes, verglichen werden darf.